

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

d

Philippe Djian
Die Leichtfertigen

Roman

*Aus dem Französischen von
Uli Wittmann*

Diogenes

Titel der 2009 bei
Éditions Gallimard, Paris,
erschienenen Originalausgabe:
›Impardonnables‹
Copyright © Éditions Gallimard, Paris 2009
Umschlagillustration: David Hockney,
›Sur la terrasse‹, 1971, Acryl auf Leinwand 180 x 84"
Copyright © David Hockney
Collection: Hayward Gallery:
Arts Council Collection,
London

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2011

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

80/11/44/1

ISBN 978 3 257 06774 3

Mit fünfzig war Judith ohne jeden Zweifel immer noch durchaus begehrenswert – und ich wusste nicht recht, ob auch ich es noch war. Ich hatte den großen Fehler begangen, von ihr zu erwarten, dass sie Johanna, Alices Mutter, ersetzte, und jetzt wurde deutlich, wohin uns dieser Wahnsinn geführt hatte, zu dieser unweigerlichen, verhängnisvollen Entfremdung, zu diesem langsamen Hinsiechen, dessen Voranschreiten Judith und ich fasziniert und zugleich gelähmt mit ansahen.

A. M. tat es leid zu sehen, was ich durchmachte, aber sie wusste selbst, wie dumm man im Schmerz reagieren konnte – ich solle ihr glauben –, und deshalb wolle sie mich nicht noch zusätzlich belasten.

Alice war seit einundzwanzig Tagen verschwunden – ich

schluckte täglich 160 mg Pantoprazol, um mein Sodbrennen zu bekämpfen.

A. M. war wieder nach Paris gefahren, um neue Fährten aufzunehmen, aber ohne jeden Erfolg.

»Wie sehen Sie denn die Situation? Sagen Sie mir, ob Sie die Sache für aussichtslos halten, A. M. Mir ist die Wahrheit lieber. Hören Sie, wenn Sie etwas erfahren haben, und sei es nur ein winziges Detail, dann sagen Sie es mir. Auch wenn es nur eine Ahnung ist.«

»Noch ist nichts verloren, Francis. Für mich handelt es sich um eine Entführung. Das habe ich Ihnen schon gesagt. Ich bin überzeugt, dass sie noch lebt.«

Sehr beruhigend, wenn sie mir sagte, *ich bin überzeugt, dass Alice noch lebt.*

Ich hatte Roger angerufen. Ich hatte ihn stöhnen und jammern lassen und ihn dann gebeten, er solle seine Töchter abholen. Warum? Musste ich ihm etwa eine Erklärung dafür geben? »Weil ich nicht mehr zwanzig bin, Roger. Natürlich liebe ich sie. Natürlich bin ich vernarrt in sie. Das ist nicht das Problem.« Und eine knappe Stunde später hatte Judith mich aus Madrid angerufen, um mir zu sagen, wie herzlos ich sei. Wie unverfroren diese Frau sein konnte!

Aber ich hatte nicht nachgegeben. Roger war am folgenden Tag mit dem Flugzeug eingetroffen, und wir wechselten kaum ein paar Worte, während die Zwillinge ihre Koffer packten. Er schien mir gar nicht so aufgelöst, wie ich erwartet hatte, nachdem er am Telefon so gejammert und gestöhnt hatte. Abgesehen von einer Falte der Verbitterung im Mundwinkel sah er gar nicht so schlecht aus – er war von Natur aus blass.

Die Eukalyptusbäume vor dem Haus verloren ihre Rinde. Ich war sauer auf ihn, weil er mich gezwungen hatte, ihn zu bitten, seine Kinder abzuholen, und beobachtete die hin- und herschwingenden Lampions, die die Mädchen für das am Vortag veranstaltete Fest, von dem ich mich noch nicht richtig erholt hatte, an die untersten Äste gehängt hatten. Meine verstorbene Tochter Olga hatte wunderschöne Laternen in allerlei Formen gebastelt, als sie in ihrem Alter gewesen war. Sie war handwerklich sehr begabt gewesen.

Als sie endlich in Richtung Flugplatz abgerauscht waren, fragte ich mich mit gesenktem Kopf, ob ich nicht einen Fehler begangen hatte. Was für eine Stille auf einmal. Was für eine Leere.

Was für eine Leere rings um mich.

Ich zündete ein Feuer im Kamin an – es sollte prasseln und die Schatten an den Wänden tanzen lassen – und setzte mich mit dem Briefwechsel von Flannery O’Connor, der sich schon oft als gute Medizin bewährt hatte, in einen Sessel. Es wurde Abend. Die spanische Küste war schon in Dunkelheit gehüllt, und die ersten Sterne leuchteten über dem Garten auf. Aber Alices Verschwinden bedrückte mich.

Ohnmacht ist die schlimmste Folter.

A. M. wusste das. A. M. verstand das. Sie war so nett und kam vorbei. Sie hatte vermutlich begriffen, dass Judith und ich nicht mehr im siebten Himmel schwebten und dass ich etwas Unterstützung brauchte angesichts der Stürme, die mir entgegenkamen, der Taifune, die meinen Weg kreuzten.

»Sie sieht noch sehr gut aus«, erklärte sie. »Toller Busen.«

»Allerdings. Soweit ich weiß, hat sie nie ein Kind gestillt. Das erklärt so manches.«

Ich stand auf, um uns zwei Bloody Mary zu mixen – sie hatte eine Schwäche dafür.

Sie kam gerade aus dem Gefängnis zurück, von einem jener unangenehmen Besuche, die sie ihrem Sohn abstatete – bei der Gelegenheit tauschten wir jeweils auf groteske Weise die Rollen, und ich bot ihr ausnahmsweise meine Schulter zur Stütze an. Ich wusste inzwischen alles über Jérémie Léo. Ich hätte ihn inmitten einer Menschenmenge wiedererkannt, ohne ihn je gesehen zu haben.

Am Tag, an dem ich A. M. ins Sprechzimmer begleitete, war ich einen Augenblick verblüfft über die Ähnlichkeit zwischen dem Original und der Beschreibung, die seine Mutter mir von ihm gegeben hatte.

Er betrachtete mich seinerseits voller Misstrauen. Ich wusste, dass er fünfundzwanzig war, doch er wirkte viel jünger, da konnte er die Stirn noch so sehr in Falten legen.

A. M. erklärte, ihr Sohn sei für jedes einzelne ihrer weißen Haare verantwortlich. Er hatte seine Mutter gerade eine Nutte genannt, nachdem er sich geweigert hatte, mir die Hand zu geben, und daher gingen sie und ich enttäuscht zu meinem Auto zurück, wobei uns der Westwind vom Atlantik her entgegenwehte.

Wir klappten das Verdeck zurück. Die Vorstellung, dass ihr Sohn uns für ein Liebespaar gehalten hatte, ließ uns letztlich lächeln.